

Von der Publizistik zur Medizin – und zurück!



Bruno Kesseli

«Eine ungewöhnliche Kombination – wie sind Sie denn *darauf* gekommen?!» Diesen als Frage getarnten Kommentar höre ich in Variationen öfter, wenn die Rede auf mein Curriculum kommt. **Genauer: auf die Tatsache, dass ich nach «Phil. I» (Germanistik, Geschichte, Publizistikwissenschaft), also einem geisteswissenschaftlichen Studium, auch noch Humanmedizin studiert habe. Um dann schliesslich doch nicht bei der praktizierten Medizin zu bleiben, sondern zur Publizistik zurückzukehren.**

Die hochgezogene Augenbraue oder der diskrete Anflug eines ironischen Lächelns verraten, dass die Frage neben dem in den meisten Fällen durchaus vorhandenen Interesse auch eine kritische Note enthält. «Das passt doch irgendwie nicht richtig zusammen», oder «Da scheint jemand nicht wirklich gewusst zu haben, was er will», schwingt darin – je nach Gegenüber mehr oder weniger ausgeprägt – mit.

Selbstverständlich würde ich beide Aussagen bestreiten, obwohl keine Geisswegschleckt, dass meine berufliche Laufbahn nicht in früher Jugend am Reissbrett entworfen und dann bis zum heutigen Tag konsequent umgesetzt wurde. Wie nicht wenige meiner Schulkolleginnen und -kollegen zog ich nach der Matura bei der Studienwahl mehrere Möglichkeiten in Betracht. «Medizin oder Literatur?», lautete in meinem Fall die Frage. Beide Bereiche hatten mich seit jeher fasziniert, was ich rückblickend darauf zurückführe, dass sie auf ganz unterschiedliche Weise derselben Frage nachspüren: Was ist der Mensch und wie funktioniert er?

Letztlich waren es ganz prosaische Gründe, die zunächst den Ausschlag zugunsten der Geisteswissenschaften gaben. Nach 12 Jahren auf der Schulbank hatte sich ein gewisses Sättigungsge-

fühl eingestellt, und ich verspürte wenig Lust, nun auch noch ein «schulisches» Studium – und diesen Ruf genoss das Fach Medizin in ausgeprägter Weise – anzuhängen. Die Geisteswissenschaften versprachen mehr Freiheit. Auch die Perspektive einer gewissen finanziellen Autonomie schon während des Studiums schien realistisch. Und so war es denn auch: Nach dem schrittweisen Einstieg in den Journalismus arbeitete ich schliesslich neben den Vorlesungsbesuchen zu 50 Prozent als Kulturredaktor einer regionalen Wochenzeitung. Eine Zeit, die ich auf keinen Fall missen möchte: Wir waren ein junges Team, dem von einem grosszügigen Verleger erstaunliche Freiheiten gewährt wurden, und offenbar stimmte die Bilanz unter dem Strich nicht nur für uns, sondern auch für ihn. Nach dem Studienabschluss und einer Aufstockung meines Pensums auf 100 Prozent kamen Angebote, die nach Entscheidungen verlangten. Angesichts dieser Situation wurde das Thema Medizinstudium, das über Jahre in meinem Halbbewusstsein geschlummert hatte, unversehens wieder aktuell. «Jetzt könntest du das noch machen», sagte ich mir, «in fünf oder zehn Jahren wird dies kaum mehr der Fall sein.»

Ich nahm mir ein (Ausland-)Jahr Bedenzeit und stieg dann im zarten Alter von 30 Jahren (übrigens wie Albert Schweizer) ins Medizinstudium ein. Diese Entscheidung habe ich nie bereut, zumal ich mir das Studium grösstenteils durch nebenberufliche journalistische Tätigkeit selbst finanzieren konnte. Relativ zügig erfolgten die für einen Arzt üblichen beruflichen Schritte: Dissertation, Weiterbildung (in meinem Fall zum Facharzt für Allgemeinmedizin), Oberarztstelle im Drogenbereich, parallel dazu Aufbau einer eigenen Teilzeitpraxis. Wissenschaftsjournalistische Aktivitäten pflegte ich nebenberuflich weiterhin. Sie bildeten eine willkommen Ergänzung und Abwechslung zu meiner praktischen ärztlichen Tätigkeit.

Mitten in ein glückliches Berufsleben platzte Anfang 2005 ein Inserat im «Gelben Heft», in dem ein neuer Chefredaktor für das offizielle Organ der FMH ge-

sucht wurde. Selbst mein damaliger Chef, dem ich die Anzeige unter die Nase hielt, knurrte leicht verdrossen, dass ich mich aufgrund meines perfekt passenden beruflichen Profils darauf wohl bewerben sollte. Einige Monate später trat ich meine neue Stelle bei der «Schweizerischen Ärztezeitung» (SÄZ) an.

Auch diesen Entscheid – ich wiederhole mich – habe ich nie bereut. Die Vorzüge einer journalistischen Tätigkeit kannte ich bereits, und sie kommen an meiner aktuellen Stelle voll zum Tragen. Zwar arbeite ich mit Sicherheit nicht weniger als früher, habe aber wesentlich grössere Freiheiten in der Gestaltung meiner Arbeitstätigkeit, sowohl was die Arbeitszeiten betrifft, als auch in Bezug auf den Arbeitsort. Dies hat zur Folge, dass ich zu Hause deutlich präsenter bin, was dem Familienleben sehr zuträglich ist. Fachlich-inhaltlich bearbeite ich ein breites Spektrum an Themen, die mich täglich fordern, pflege eine Vielzahl interessanter Kontakte, habe Gelegenheit, an spannenden Veranstaltungen teilzunehmen und kann des Öfteren auch meine diplomatischen Fähigkeiten schulen. Kurzum: Mit der SÄZ bin ich am Puls des Gesundheitswesens.

Auch einige Nachteile seien nicht verschwiegen. Die Kehrseite der geschilderten Freiheit besteht darin, dass die Abgrenzung von beruflichem und privatem Leben schwerfällt, da ein grosser Teil der Arbeit zu Hause am PC erledigt wird – auch am Abend und am Wochenende. Und schliesslich ist es für einen Arzt, dessen berufliches Selbstverständnis während immerhin 10 Jahren praktischer Tätigkeit auf der Arbeit mit Patienten basiert hat, nicht einfach, zum reinen «Schreibtischtäter» zurückzumutieren. Trotzdem: Unter dem Strich bleibt die Bilanz für mich klar positiv. Ich mache eine Arbeit, die meinen Neigungen und Fähigkeiten entspricht und bei der ich täglich von den Kenntnissen und Fertigkeiten profitiere, die ich mir in beiden Curricula meines bisherigen Berufslebens angeeignet habe.

*Dr. med. et lic.phil. Bruno Kesseli,
Chefredaktor Schweizerische Ärztezeitung*